
Stefan Selke

Sehnsucht nach Veredelung. Lifelogging zwischen digitaler Alchemie und utopischen Lebensentwürfen

Digitale Selbstvermessungstechnologien wurden in den letzten Jahren zum Sinnbild rationaler und optimierter Lebensführung. Mit dem digitalen Prosumenten sind jedoch auch zahlreiche Pathologien verbunden. Der Beitrag verortet Lifelogging – digitalisierte Lebensprotokollierung – als auf Algorithmen basierende Form von Alchemie und Surrogat für echte soziale Utopien.

Schlüsselwörter: Digitalisierung, Lifelogging, Selbstvermessung, Quantifizierung, Self-Tracking, Human Tracking

1 Rückkehr des alchimistischen Prinzips

Der quantifizierte Konsument kommt selten deutlicher zum Ausdruck, als in der Verbreitung digitaler Selbstvermessungstechnologien. Lifelogging – die Vermessung des eigenen Körpers, des eigenen Aufenthaltsorts, der eigenen Leistung oder der eigenen Stimmung – lässt sich als Prozess des schleichenden Wandels, also der langsamen Veränderungen dessen, was wir (noch) als „normal“ ansehen und was nicht mehr (sog. „shifting baselines“) analysieren. Die meisten der inzwischen verbreiteten Prognosen über die digitale Transformation basieren auf technikedeterministischen oder solutionistischen Heilsversprechen. In gesellschaftswissenschaftlicher Perspektive ist eine kritische Position des Skeptizismus passender. Sie basiert auf der Annahme, dass es in dieser Welt nichts umsonst gibt und es bei einem Spiel nicht nur Gewinner geben kann. Sie fragt nach den versteckten Kosten und den Verlierer der digitalen Selbstvermessung.

Die Kernthese dieses Beitrags lautet: Digitale Selbstvermessung ist grundlegend nichts Neues, sondern lediglich die Rückkehr des alchimistischen Prinzips in zeitgemäßer Verkleidung. Ein geschichtlicher Exkurs soll diese These verdeutlichen: Johannes Amos Comenius wird als der Begründer der modernen Schule angesehen. Im 17. Jahrhundert führte er in seinem Werk *Magna Didacta* die Vorteile eines mehrstufigen Pflichtunterrichts aus, um Bildung *messbar* und *vergleichbar* zu machen. Comenius war also ein früher Theoretiker der „Massenproduktion“ von Wissen. Darunter ist Wissen zu verstehen, das sich an Maßstäben orientiert, die für alle gleiche Geltung besitzen. Was modern klingt, war (und ist) aber tatsächlich nichts ande-

res als der Beginn einer unfreiwilligen Vereinheitlichung von Weltwahrnehmung. Comenius war gleichzeitig Alchimist. Und als Alchimist hing er der Idee an, man könne mittels bestimmter *Umformungen*, unedle Stoffe in edle Essenzen zu verwandeln. Hintergründig war sein Erziehungsprogramm nichts anders als der Versuch der Transformation des Sozialen. Durch eine Art alchimistischen Prozess sollten bessere, d.h. optimierte und effizientere Schüler entstehen. Mehr noch: Durch die Normierung des Bildungsprozesses in Stufen (Schulklassen) und die Möglichkeit der Evaluation (Noten) entstand die Idee *vermessbarer* Bildungsziele.

Wird dieses Prinzip auf das Phänomen der digitalen Selbstvermessung übertragen, kann das Motto der weltweit größten Selbstvermessungsszene *Quantified Self* – „Self knowledge through numbers“ – gegen den Strich gelesen werden. Immer ist der Ausgangspunkt der ‚unedle‘ Mensch, der suboptimale Mensch, der risikobehaftete Mensch, der Mensch als Fehler- oder Störquelle. Dieser Mensch braucht zunehmend die „Hilfe der Maschinen“, schenkt man Gerry Wolf Glauben, einem der Begründer der *Quantified Self* Bewegung (Wolf, 2010). Mittels Quantifizierungen soll die eigene Lebensführung rationaler werden. In der digitalen Selbstvermessung kann daher die zeitgemäße Aktualisierung des alchimistischen Prinzips erkannt werden. Dieses Prinzip besteht darin, dass Unedle nach elitären normativen Maßstäben in etwas vermeintlich Edles zu verwandeln. Aus dem unedlen Menschen soll die edle Essenz des optimierten Menschen gewonnen werden. Das alchimistische Prinzip ist ein Spiel, das Gewinner und Verlierer produziert. Der Wunsch, prediktive, präventive, personalisierte und partizipative digitale Daten im Kontext von Big und Smart Data nutzbar zu machen, ist lediglich eine aktualisierte Variante dieses Spiels.

Noch ein weiterer Rückblick. Ende der 1950er Jahre fanden die „Darmstädter Gespräche“ statt, damals ein Treffpunkt der intellektuellen Elite. 1958 lautete die Leitfrage: Ist der Mensch messbar? Damals stand nicht etwa die digitale Vermessung des Menschen im Mittelpunkt, dafür waren aber gerade Intelligenztests in Mode. In Darmstadt wurde über die Vor- und Nachteile dieser Testverfahren diskutiert. Das Fazit fasst Erich Franzen (der Leiter der Darmstädter Gespräche) so zusammen: „Ich glaube, der Hauptgewinn liegt darin, dass man Vergleiche anstellen kann“ (Franzen, 1959, S. 18).

In der Neigung, die ‚unedle Essenz Mensch‘ mittels Verfahren der Datengewinnung und Datenanalyse in ein edles Optimum zu verwandeln, kann also die Rückkehr des alchimistischen Prinzips im Zeitalter der Digitalität erkannt werden. Alle Verfahren, die dabei prinzipiell zum Einsatz kommen können, machen nur dann Sinn, wenn sie zu *sozialen Vergleichen* genutzt werden. Damit aber wird die Rhetorik, dass alles besser würde und jeder davon profitieren könne, absurd. Das Spiel der alchimistischen Optimierung produziert zwangsläufig auch Verlierer.

Soziologisch ausgedrückt: Die Vermessung des Menschen ist seit je her ein Ausdruck von Rationalisierungstendenzen nach herrschenden Normen mit sozialen Folgen. Nach und nach entstand dabei ein neues Menschenbild. Dieses Menschen-

bild ist dadurch gekennzeichnet, dass immer mehr konkrete Gegenstände, Lebensformen und komplexe Vorgänge in abstrakte Quantitäten übersetzt werden. Technologien der Selbstvermessung eignen sich dafür hervorragend. Technologien der Selbstvermessung repräsentieren in einer aktualisierten Form die kapitalistische Leidenschaft für repetitive Ordnungen. Sie markieren die nächste Stufe im Übergang von rituellen zur mechanischen Regelmäßigkeiten, zu geordneten Zeit- und Lebensanteilen, zu Verfahren der Kontrolle und Buchführung des Lebens (accountability). Und sie verdeutlichen, dass Messwerte sich immer an Ideal- oder Durchschnittswerten orientieren müssen. Zur Erinnerung: Die Einführung des persönlichen Intelligenzquotienten brauchte zwingend einen normierten Durchschnitts-IQ zum Vergleich. Jede Leistungsmessung benötigt die Vorstellung einer Höchstleistung – kein Fitness-Tracking ohne die Orientierung an einer optimalen Schrittzahl. Fast alles Menschen erleben es als einen (zumindest latenten) Zwang, in allen möglichen Lebensbereichen optimal ‚funktionieren‘ zu müssen. Der Theatermacher Christian Tombeil fragt, stellvertretend für uns alle, nach den Folgen dieser Entwicklung:

Mit immer differenzierteren Messungen durchleuchten und reglementieren wir uns, unsere Gesundheit und Leistungsfähigkeit – also unseren Nutzwert (...) Wir wollen doch so gerne besser werden. (...) Aber können wir es wirklich? Und wenn ja: um welchen Preis? Schaffen wir uns nicht ein Stück weit selber ab? Was denken Sie?

Zur Beantwortung dieser zentralen Fragen werden in diesem Beitrag zwei Referenzen bemüht: Die utopische Perspektive orientiert sich am Konzept der Konvivialität (conviviality) und den Schriften des Theologen und Philosophen Ivan Illich. Die dystopische Perspektive orientiert sich am Konzept der gierigen Institutionen („greedy institutions“) des (gerade wiederentdeckten) Soziologen Lewis Coser.

2 Konviviale Werkzeuge

Das Konzept der Konvivialität oder Lebensdienlichkeit beschreibt, wann Technologien (bzw. allgemeiner: Werkzeuge) uns Menschen dienen – und wann es sich gerade umgekehrt verhält. Unter Konvivialität versteht Illich das „Konzept einer multidimensionalen Ausgewogenheit des menschlichen Lebens“. Illich geht davon aus, dass Werkzeuge dem Gemeinwohl und nicht bloß Eliten dienen sollten. Ist dies nicht der Fall, wird eine „konviviale Erneuerung“ notwendig, deren Ziel die Veränderung der „Tiefenstruktur“ unserer Werkzeuge sein sollte (Illich, 2009, S. 27). Illich erkennt in *manipulativen* Technologien das Gegenteil konvivialer Werkzeuge. Wenn wir sein Konzept in die heutige Zeit übertragen, wird deutlich, dass Optimierung zwar ein individuelles Lebensprogramm (Stichwort: personalisierte Daten) verspricht, bei näherem Hinsehen aber in konditionierten Reaktionen der Menschen und konformistischem Verhalten endet. In einem Wort: Übereffizienz und Konformität. Manipulative Technologien übersetzen qualitative Vorgänge des Lebens in abstrakte

Quantitäten. Wobei die soziologische Pointe dieser Behauptung darin besteht, dass nicht Maschinen oder Werkzeuge Menschen konditionieren, sondern diese Maschinen und Werkzeuge ihrerseits auf sozialen Programmen beruhen, die wir Ideologien nennen. Manipulative Werkzeuge sind ideologisch, weil sie Vorstellungen sowie Erwartungen über „richtig“ und „falsch“ von außen aufzwingen.

Die Effizienz, um die sich im alchimistischen Spiel alles dreht, wird an Maßstäben gemessen, die von (neuen) Eliten gesetzt werden, die alles andere als das Gemeinwohl im Sinn haben. Gesellschaft wird um eines Wertmaßstabes willen ausgebeutet, der nur einem kleinen Teil ihrer Mitglieder nutzt. Wir müssen uns also um den Charakter derer sorgen, die die Urheber und Protagonisten dieser smarten Ideologien sind. Wir müssen uns aber auch um die Veränderung des Charakters derer sorgen, die Nutzer der so erzeugten manipulativen Werkzeuge sind – und das sind die meisten von uns. Der quantifizierte Konsument ist vor allem ein unfreiwilliger Konsument sozialer Programme. Illich fasste dies in der Erkenntnis zusammen, dass „identische Werkzeuge (...) die Entwicklung der gleichen Persönlichkeitsstrukturen“ fördern (Illich, 2009, S. 34).

Das alchimistische Programm mag Menschen veredeln. Erfolgreich ist es aber nur um den Preis, dass sich die so Veredelten immer *ähnlicher* werden. Bei näherem Hinsehen lässt sich hier ein Widerspruch entdecken: Das Versprechen auf eine moderne Besonderheitsindividualität mündet in einem kollektiven Gleichschaltungsprogramm. Das Individuum – das Unteilbare und damit Einzigartige – wird edel. Dieses edle Dasein wird jedoch mit dem Verlust seiner Einzigartigkeit bezahlt. Das ist das genaue Gegenteil einer sozial inklusiven Gesellschaft. Auf eine Formel gebracht: Alchimistische Menschenoptimierung reduziert humane Diversität. Wollte man es dystopisch ausdrücken, so könnte man darin Menschenzüchtung durch Konformitätsdruck erblicken. Dieser Konformitätsdruck hat tiefere Ursachen. Selbstvermessung scheint eine verspätete technokratische Reaktion auf grundlegende Sinn- und Komplexitätskrisen moderner Gesellschaften zu sein, die sich zunehmend als erschöpfte Gesellschaften darstellen. Das Problem hierbei: In (sozial) erschöpften Gesellschaften geht die Kollektivierbarkeit von Krisendiagnosen weitgehend verloren. Einfacher gesagt: Jeder ist und hat seine eigene Krise. Kollektive Krisenwahrnehmungen werden vermieden, weil kollektive Lösungen kaum noch vorstellbar sind. Dies erklärt die zunehmende Individualisierung von Krisenbewältigung.

Mit den neuen Vermessungstechnologien (Gadgets, Smartphones, Apps) wird dabei nicht nur das Ausmaß der Vermessbarkeit des eigenen Lebens bei gleichzeitig immer weiter sinkendem Aufwand gesteigert. Gleichzeitig steigt der Wunsch, dass sich in Krisenzeiten eine objektive Selbstwahrnehmung und damit eine rationale Lebensführung erzielen lässt. Die komplexe Wirklichkeit soll Zug und Zug geordnet und systematisiert werden, „um sie vorhersehbar und beherrschbar zu machen“ (Loo & Reijen 1997, S. 34). In anderen Worten: Es geht um „Kalkulierbarkeit in einer nicht kalkulierbaren Welt“ (Nassehi, 2015, S. 169). In unserer radikalen Diesseits-

kultur steigen daher die Anforderung an die Veredelung des Selbst. Erkennbar ist das an den kleiner werdenden Balancespielräumen und den immer umfangreicheren Möglichkeiten zur Selbstthematization. Steigende Leistungsanforderungen führen dazu, dass immer mehr Mühe darauf verwandt wird, Gefahren in kalkulierbare Risiken und erwartbare Sicherheiten zu zerlegen.

Hier kommt die digitale Selbstvermessung ins Spiel: Daten suggerieren eine noch nicht dagewesene Beherrschbarkeit der Welt. Das ist eine Illusion. Aber eine sehr weit verbreitete und eine äußerst wirksame Illusion. Menschen sehnen sich nach aktiver Selbststeuerungsfähigkeit und positiven Selbstwirksamkeitserfahrungen. Dieses Verlangen mündet in den Rückzug auf die Maßstabebene des Beherrschbaren. Die Maßstabebene des Beherrschbaren, das ist vor allem der eigene Körper. Der eigene Körper wird durch Monitoring in den ‚sorgenden Blick‘ genommen. Auch wenn es das Feuilleton anders sieht: Selbstvermessung ist gerade kein digitaler Narzissmus, sondern die Verinnerlichung desjenigen Risikomanagements, dass in der ‚Welt da draußen‘ nicht mehr gelingen kann.

3 Zwischen numerischer Differenzierung und rationaler Diskriminierung

Datensammlungen dienen jedoch nicht nur dazu, Objektivität und Rationalität zu steigern. Sie erzeugen vielmehr eine neue Qualität von Unterscheidungsmöglichkeiten. Aus immer mehr hochauflösenden (‚granularen‘) Datensammlungen ergibt sich die Möglichkeit zu rationaler Differenzierung. So lassen sich genaue Einzelbilder von Konsumenten, Patienten und Bürgern erstellen. Diese „Explosion der Unterschiedlichkeit“ (Kucklick, 2014, S. 12) führt zunächst zu verschiedenen De-Konstruktionsprozessen. Institutionen (Recht, Bildung, Datenschutz, Gesundheitssystem) sind mit der neuen Unübersichtlichkeit durch die feinen Datenunterschiede überfordert. Die „Differenz-Revolution“ (Kucklick, 2014, S. 22f.) bedeutet, dass es zu einer Singularisierung des Menschen kommt sowie zu einem begleitenden Anstieg idiosynkratischen Selbstwissens. Andererseits müssen zwangsläufig wieder neue Beschreibungskategorien und soziale Rollen gebildet werden, weil sonst Gesellschaft (verstanden als die Reproduktion sozialer Beziehungen) gar nicht mehr denkbar wäre. Die auf digitalen Daten basierende (Selbst-)Beobachtung wird daher nicht nur immer genauer, sie wird auch immer trennender. Der Gegenbegriff zur rationalen Differenzierung lautet daher *rationale Diskriminierung*.

Von rationaler Diskriminierung kann dann gesprochen werden, wenn nicht nur Unterscheidungen gemacht werden, sondern wenn diese Unterscheidungen soziale Folgen nach sich ziehen. Auf eine Formel gebracht: Rationale Diskriminierung resultiert aus der Kopplung von Daten und Chancen. Frühformen dieser Kopplungen von Daten und Chancen sind bereits jetzt beobachtbar, wenn etwa Studierende in den USA an einer Privatuni dazu verpflichtet werden, einen Fitness-Tracker zu tragen

und die Daten anzuliefern, die dann zu 20 Prozent in die Note eingehen. Immer ist damit die Vorstellung verbunden, das eigene Leben ‚unter Beweis‘ stellen zu müssen. Soziale Bewertbarkeit wird zunehmend an ökonomische Verwertbarkeit geknüpft. Dabei entsteht als neue Sozialfigur der digitale Prosument, der sich ‚devot‘ an den eigenen Daten orientiert und sein eigenes Verhalten diesen unterordnet. Daten erhalten autoritative Macht, sie sind Teil einer neuen Beziehungsform zu sich selbst und zu anderen. Wir beginnen uns anders zu sehen, wenn wir uns gegenseitig auf der Basis von Daten beobachten.

Im alchemistischen Spiel dienen Daten primär dazu, soziale Erwartungen der Eliten an Konsumenten zu ‚übersetzen‘. Allgemeiner gesprochen: Aus *deskriptiven* Daten werden *normative* Daten. Normative Daten drücken soziale Erwartungen an ‚richtiges‘ Verhalten, ‚richtiges‘ Aussehen, ‚richtige Leistung‘ usf. in Kennzahlen aus. Normative Daten fordern damit ein bestimmtes, sozial erwünschtes Verhalten ein. Damit setzt sich letztlich (nach und nach) ein defizitorientiertes Organisationsprinzip des Sozialen durch. Durch die Allgegenwart von Vermessungsmethoden kommt es zu ständiger Fehlersuche, sinkender Fehlertoleranz und gesteigerter Abweichungssensibilität anderen und uns selbst gegenüber. Im Kapitalismus wird als akzeptable Leistung schlicht nur das anerkannt, was vermessen- und berechenbar ist oder zumindest scheint (Distelhorst, 2014). Der rationale Blick stellt eine Abstraktionsleistung dar, die Menschen von sich selbst und anderen entfremdet. Das kann als eine Form symbolischer Gewalt verstanden werden. Aus einem handelnden Subjekt wird ein passives Objekt, aus dem eigenen Leben wird ein Projekt.

Rationale Diskriminierung basiert zwar auf vermeintlich objektiven und rationalen Messverfahren. Dennoch werden mit den Vermessungsmethoden digitale Versager und Gewinner produziert, Kostenverursacher von Kosteneinsparern, sowie Nützliche von Entbehrlichen getrennt. Vor allem kommt es zu einer Renaissance vormoderner Anrufungen von Schuld im Gewand der Rede von der Eigenverantwortung. Digitale Selbstvermessung kann vor diesem Hintergrund auch als *shame punishment* verstanden werden. Das funktioniert gerade dann, wenn sich der Diskriminierungsaspekt hinter den Fassaden spielerischer Wettbewerbe (Han, 2016, S. 69ff.) oder Belohnungssysteme (Incentivierung) verbirgt.

Selbstvermessungstechnologien sind in dieser Perspektive gerade *keine* konvivialen Werkzeuge. Vielmehr handelt es sich dabei um manipulative Technologien – auch und gerade, weil es auf den ersten Blick sehr komfortable Technologien sind. Konviviale Technologien sind *progressiv*. Sie fordern uns heraus, zu lernen. Folgt man dem Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer (Schmidbauer, 2015) dann unterstützen komfortable Technologie umgekehrt das Verlernen (De-Skilling) grundlegender menschlicher Fähigkeiten. Manipulative Technologien sind hingegen *regressiv*. Sie steigern die Abhängigkeit von Experten, die für uns stellvertretend über ‚richtig‘ und ‚falsch‘ entscheiden. Deren Maß ersetzt immer häufiger das eigene Wissen um die Angemessenheit. Der Soziologe Herbert Marcuse (einer der Haupt-

vertreter der sogenannten Kritischen Theorie) sah in seinem Buch *Der eindimensionale Mensch* diese Entwicklung vor, indem er behauptete, dass der technologische Determinismus sich in der (irrigen) Annahme begründet, dass sich soziale Werte in technische Werte übersetzen ließen (Marcuse, 2004 S. 243). Je näher man hinschaut, desto deutlicher wird aber, dass dies absolut nicht der Fall ist.

4 Gierige Institutionen und programmierte Lebensentwürfe

Ivan Illich behauptete, dass leistungsstarke, übereffiziente Werkzeuge Prozesse der Machtzentralisierung begünstigen (Illich, 2009, S. 70). Der Soziologe Lewis Coser beschreibt in etwa zeitgleich genau diese Prozesse. Illich spricht davon, dass übereffiziente Werkzeuge radikale Monopole entstehen lassen, die die Balance zwischen dem, was Menschen (noch) selbst tun können und womit sie einfach nur versorgt werden, zerstört (Illich, 2009, S. 82f.). Radikale Monopole machen Menschen zu *Zwangskonsumenten* und schränken dessen Autonomie ein. Radikale Monopole sind daher als eine spezifische Form sozialer Kontrolle anzusehen. Coser beschreibt sehr genau, wie dieser Zwangskonsum entsteht und welche Form sozialer Kontrolle daraus resultiert. Das gerade wiederentdeckte Konzept der „gierigen Institutionen“ („greedy institutions“) (Coser, 2015) eignet sich gut, um die schöne neue digitale Welt auf einer Meta-Ebene zu verstehen. In einer komplexen und pluralen Gesellschaft wird es immer schwieriger, Menschen auf ein Ziel hin auszurichten. Gierige Institutionen sind Lösungen für das wiederkehrende Problem, menschliche Energie und persönliche Loyalität zu bündeln. Der ‚Trick‘ besteht nach Coser darin, Menschen trotz unterschiedlicher Interessen und Rollenanforderungen an ein gemeinsames Meta-Programm zu binden und damit das kollektive Bewusstsein zumindest zu simulieren.

Gierige Institutionen reduzieren daher stellvertretend Komplexität. Sie „versprechen, die Fragmentiertheit der Existenz des modernen Menschen (...) aufzuheben“ (Egger de Campo, 2015, S. 166). Sie bieten einen exklusiven Zugang zu einer knappen, wertvollen Ressource (Wahrheit, Erleuchtung, Selbsterkenntnis usw.). Dafür aber beanspruchen sie nicht nur den Zugang zu einem Teil, sondern zur kompletten Existenz der Menschen, sie vereinnahmen die gesamte Persönlichkeit. Nicht umsonst ist das idealtypische Modell einer gierigen Institution die religiöse Sekte. „Gierige Institutionen sind immer exklusiv“. (Coser, 2015, S. 17f.) Sie stellen somit eine komplette Lebenswelt zur Verfügung, inklusive einer Vorstellung von Ganzheit und Geborgenheit. Gleichzeitig kann dies jedoch dazu führen, dass es zur „Auslöschung“ von Merkmalen kommt, die die Privatperson als autonom Handelnde ausmachen (Coser 2015: 27). Soziologisch gewendet: Gierige Institutionen üben Herrschaft über ihre Mitglieder aus. Und die Mitglieder gieriger Institutionen verzichten mehr oder

weniger ‚freiwillig‘ auf Privilegien wie Privatheit, Autonomie oder Entscheidungsfähigkeit.

Es ist relativ offensichtlich, dass datensammelnde Unternehmen (bzw. der datensammelnde Staat) Eigenschaften gieriger Institutionen besitzen. Daten repräsentieren die programmierbare Regulierung des Zugangs zu Körper, Leben und Welt. Die Heilversprechen einer „Always-On“-Existenz erzeugen totale Abhängigkeiten in den Bereichen Kommunikation, Interaktion und Konsumption. Die Herrschaft der gierigen Institutionen ist, in einem Satz, eine „Herrschaft durch Algorithmen“ (Egger de Campo, 2015, S. 192). Diese Form der Herrschaft manifestiert sich in folgendem Ziel: Im Zusammenhang mit gierigen Institutionen erleben wir Prozesse der Kommodifizierung, d.h. der Umwandlung von (fast) allen Dingen in einpreisbare Waren, die zwischen Angebot und Nachfrage gehandelt werden. Dieser „Terror der Ökonomie“ (Forrester, 1999) zeigt sich gerade auch in den Rationalisierungslogiken der Selbstvermessung und Selbstregulation. Das Resultat besteht darin, dass es keine marktfreien sozialen Räume mehr gibt. Die Selbstvermesser folgen dabei ‚freiwillig‘ den normativen Imperativen gieriger Institutionen. Leben bedeutet inzwischen immer häufiger, sich unter Wettbewerbsbedingungen selbst so zu (re)konfigurieren, als wäre man eine Maschine, die optimal funktionieren soll. Berechenbarkeit gilt als idealtypischer Ausdruck leistungsgerechter Lebensführung. Die Leitformel der *Quantified Self* Bewegung („Self-knowledge through numbers“) erweist sich somit als Triumph des neoliberalen Denkens im Alltag (Stark, 2014). Digitale Selbstvermessung anhand von sozialen Programmen bringt Menschen dazu, das eigene Leben marktfundamentalistisch zu organisieren. Erst vor diesem Hintergrund wird die Kritik an der ‚Überprogrammierung‘ des Menschen verständlich. Kevin Kelly (einer der zwei Begründer der *Quantified Self* Bewegung) verlangt sogar, dass der Mensch „selbst zum Werkstück [wird], das seinen Wert erst durch Verarbeitung und Tausch bekommt“ (zit. n. Schirmmayer, 2013, S. 227).

Vielfach bleibt dabei unbemerkt, dass VerbraucherInnen damit eine Rolle einnehmen, die sich nicht mehr vollständig mit herkömmlichen Rollenmodellen beschreiben lässt. Sie sind nicht nur Konsumenten von Waren. Vielmehr preisen sie sich selbst immer häufiger warenförmig an. Menschen sind zunehmend als Lebendbewerbung (Selke, 2014) unterwegs. Der Endpunkt in der Reihe der Selbstverzweckungsprinzipien ist die Kommodifizierung des Menschen selbst, d.h. seine Transformation in eine fiktive Ware („fictitious commodity“, vgl. Polanyi, 2014). Im Fall der digitalen Selbstvermessung bedeutet dies auch, dass soziale Phänomene (Solidarität, Fürsorge, Verantwortung, Entscheidungen über Ressourcen) nach und nach mit den Qualitäten von Dingen ausgestattet werden und damit ökonomisch kalkulierbar gemacht werden. Der in eine Ware umgewandelte Mensch kann dann dafür benutzt werden, um Profite zu erwirtschaften.

Verunsicherte, erschöpfte und teils entwurzelte Individuen versuchen also mittels Datensammlungen privatisierte Kontingenzreduktion zu betreiben. Sie ziehen

sich zurück auf die Maßstabebene des Beherrschbaren. Dabei werden sie von gierigen Institutionen unterstützt, deren Herrschaftsinstrument Algorithmen darstellen, die versprechen, Komplexität durch vorgegebene standardisierte Lebensprogramme zu reduzieren. Oder, wie es der Ökonom Yann Boutang beschreibt: Wir, die Nutzer-Bienen des kognitiven Kapitalismus‘ nähren die Online-Bestäubungswelt, indem wir mit unseren Daten den Wert für die Besitzer dieser Onlinewelt steigern (zit. n. Egger de Campo, 2015, S. 202). Dabei gehört es zum manipulativen Charakter der gierigen Institutionen den Schein der Freiwilligkeit zu wahren (vgl. Lanier, 2013, S. 24). Tatsächlich aber verbergen sich hinter diesen freiwilligen digitalen ‚Bestäubungen‘ teils irreversible Abhängigkeiten. Gierige Institutionen zeichnen sich nicht nur durch die totale Vereinnahmung ihrer Mitglieder aus, sondern auch durch eine Asymmetrie der Machtverhältnisse. Der Machtzuwachs liegt ganz auf der Anbieter- und nicht auf der Konsumentenseite. Datensouveränität als Schlüsselressource in der Big Data Ära liegt auf Seiten der datensammelnden, gierigen Unternehmen „Allerdings besteht systematisch und dauerhaft ein großer Wissensvorsprung der Anbieterseite bezüglich der Daten“, so der Sachverständigenrat für Verbraucherfragen, „wenn diese die ‚neue Währung‘ in der digitalen Welt sind, dann spricht dies nicht für eine Angleichung der beiden Marktseiten auf Augenhöhe. Die Informations- und Machtasymmetrie in Bezug auf Schlüsselressourcen scheint sich eher zu verstärken“ (SVRV Verbraucherfragen, 2016, S. 18).

Zur Illustration „gieriger Institutionen“ (Coser, 2015) kann exemplarisch *Google* bzw. *Alphabet* herangezogen werden. Das Unternehmen steht sinnbildlich für die neue, personenzentrierte Datenökonomie, die sich aus einem Netzwerk datensammelnder und datenverarbeitender Unternehmen ergibt. Gierige Institutionen basieren auf Entscheidungsmaschinen, also von Menschen programmierten Apparaturen, die darüber entscheiden, wie weit jemand von der Norm abweichen kann und trotzdem noch als normal gilt. Wie weit greedy institutions gehen können, machen Eric Schmidt und Jared Cohen (beide Google) auf den letzten Seiten ihres manifestartigen Buches *The New Digital Age* (dt.: *Die Vernetzung der Welt*) deutlich. Die Autoren fordern zu nichts anderem auf, als zu einer freiwilligen Unterwerfung unter die wohl bekannteste Entscheidungsmaschine der Welt: „In einer Art Gesellschaftsvertrag werden die Nutzer freiwillig auf einen Teil ihrer Privatsphäre und andere Dinge verzichten, die sie in der physischen Welt schätzen, um die Vorteile der Vernetzung nutzen zu können“. (Schmidt & Cohen, 2013, S. 368) Und wenn Google dann noch behauptet, dass Vernetzung und Technologien der beste Weg seien, „um das Leben in aller Welt zu verbessern“ muss an die entscheidende Frage erinnert werden, *wer* denn eigentlich darüber entscheidet, was ‚normal‘ ist.

5 Auf dem Weg zum ‚Vita assistiva‘?

Die „Penetration der Digitalisierung in den Alltag“ (so ein wenig sprachsensibler Unternehmensvertreter) ist in vollem Gange. Und alle digitalen Evangelisten sind sich einig: Sie ist irreversibel. Dies führt zu zahlreichen Befürchtungen. So kritisiert etwa der Sachverständigenrat für Verbraucherfragen (2016), dass durch die zunehmende Korrelation von physiologischen und emotionalen Zuständen, Ergebnisse der Selbstvermessung in Kombination mit freiwilliger Datenablieferung die Möglichkeiten anwachsen, „in das Innerste von Verbraucherinnen zu blicken.“

Die Frage ist, ob wir das so wollen. Die möglichen Folgen möchte ich anhand einer Metapher beschreiben: Gesellschaftlicher Wandel lässt sich metaphorisch am Unterschied von Bibliotheken und Fitness-Studios illustrieren. Niemand ist wirklich dazu in der Lage, die Funktionsweise oder den Nutzen von Bibliotheken errechnen zu können. Eine Bibliothek wirkt in vielen unsichtbaren qualitativen Dimensionen. Sie verändert Bibliotheksbesucher über einen längeren Zeitraum. Bibliotheken sind in ihrer Wirkung extrem komplexe und kontingente Orte. Sie haben einen Wert für das Gemeinwohl, auch wenn dieser sich nicht exakt beziffern lässt. Fitness-Studios sind hingegen Orte, die Komplexität reduzieren. Wer ein Fitnessstudio besucht, definiert einen relativ genauen Zweck (z.B. Gewichtsreduktion, Rückenstärkung) und sucht dazu das passende Mittel (d.h. die richtigen „Instrumente“). Fitnessstudios folgen der Logik maximaler individueller Nutzenmaximierung. Während man auch nach vielen Besuchen einer Bibliothek nicht genau quantifizieren kann, worin der Nutzen genau besteht, kündigt man als Kunde eines Fitness-Studios idealerweise den Vertrag, wenn das Ziel nicht erreicht wird. Wir tun aber inzwischen so, als würden alle gesellschaftlichen Felder, also Arbeit, Gesundheit oder Beziehung, nach dem Modell eines Fitness-Studios funktionieren. Der Irrtum besteht darin, dass viele Lebensbereiche doch eher wie eine Bibliothek sind: Niemand weiß genau, wie Ursache und Wirkung zusammenhängen. Wir lassen uns von den Instrumenten bei der Zielerreichung *assistieren* und lassen oftmals sogar zu, dass die Mittel zum Selbstzweck werden. Wir verwechseln ständig manipulative und konviviale Werkzeuge.

Sind wir also auf dem besten Weg hin zu einer total assistierten Gesellschaft, in der wir ohne die Hilfe manipulativer Werkzeuge, gieriger Unternehmen und auf Algorithmen basierender Entscheidungsmaschinen überhaupt nicht mehr leben können? Sind wir dem alchemistischen Prinzip alternativlos ausgeliefert? Mittlerweile lässt der überall spürbare Perfektionszwang auch Unmut entstehen. Die Prämisse der damit verbundenen Gegenbewegung fasste Jens Jessen mit dem Aufruf *Ruiniert eure Körper* pointiert zusammen. Er spricht damit eine der Schattenseiten des neuen, datengetriebenen Bewusstseins an: die zunehmende moralische Aufladung der Lebensführung, die „Entstehung einer Verbotskultur, einer Neigung zur Bevormundung und Entmündigung, zum schamlosen Hineinregieren in persönliche Lebensentwürfe“ (Jessen in DIE ZEIT vom 23. März 2016, S. 63). Daraus resultiert als wichtigste

Aufgabe des Verbraucherschutzes die Entmoralisierung der Debatten, in deren Mittelpunkt Effizianzorderungen, Normalisierungsstrategien und Optimierungsimperative stehen. Eigentlich müsste das Ziel darin bestehen, das Irrationale am zeitgenössischen alchimistischen Prinzip immer wieder deutlich zu machen.

Big Data bringt sicher viele Vorteile mit sich. Datensammeln ist also nicht per se schlecht, so wie Essen und Trinken nicht per se schlecht sind. Es kommt aber darauf an, welche Daten zu welchem Zweck und unter welchen Umständen für wen gesammelt werden. Wie wäre es, wir würden auch beim Konsum von Daten von einer informationellen Suffizienz ausgehen? Darunter ist vor allem der Versuch zu verstehen, für eine losere Kopplung privater Lebensdaten zur individuellen Lebensführung mit volkswirtschaftlicher Kostenrechnung zu sorgen. Informationelle Suffizienz bedeutet, dass alle genug Daten, nicht aber wenige alle Daten besitzen.

Das Fazit fällt ernüchternd aus: Aus der Perspektive des Verbraucher- und Datenschutzes gedacht lautet es: Man kann Menschen nicht vor etwas schützen, wonach sie sich sehnen. Digitale Selbstvermessung erscheint bei näherem Hinsehen als die zeitgemäße Rückkehr zum alchimistischen Prinzip im Gewand der algorithmisierten Herrschaft. Dabei geht es darum, Unedles in Edles zu verwandeln. Zunehmend werden Qualitäten in Quantitäten verwandelt. Der Preis für diese datengetriebene Transformation sind neue soziale Unterscheidungen, die erst in Umrissen erkennbar sind. Gleichwohl ist Vorsicht angebracht: Werden Daten mit sozialen Chancen verknüpft, resultiert daraus rationale Diskriminierung. Darunter ist der Anstieg der Fehlerempfindlichkeit zu verstehen, was dazu führt, dass Menschen sich sozial anders wahrnehmen und begegnen. Das soziale Klima in Wettbewerbsgesellschaften fördert diese Sortierungen. Je mehr wir uns auf Daten als „Spiegel des Ichs“ verlassen, desto anfälliger werden wir für die Angebote und Anrufungen gieriger Institutionen, deren Vision eines neuen Gesellschaftsvertrags darauf beruht, uns im Gegenzug zu totaler Transparenz einen vorprogrammierten Lebensentwurf, ein soziales Meta-Programm, zu bieten. Alle diese Prozesse verstärken sich gegenseitig: Übereffiziente Menschen werden zu freiwilligen Konsumenten übereffizienter und manipulativer Werkzeuge, die von übereffizienten Institutionen zu programmierter Lebensentwürfen verkoppelt werden. Diese Lebensentwürfe sind hochattraktiv und hochwillkommen, selbst wenn so gut wie niemand dies zugeben würde. Sie leisten eine willkommene Reduktion von Komplexität. Das alchimistische Prinzip, die Nutzung übereffizienter und manipulativer Werkzeuge und die Einwilligung in vorprogrammierte Lebensentwürfe enden aber in „kopierten Existenzen“ (Luhmann, 1991): Wie der Soziologe Niklas Luhmann herausgearbeitet hat, ist das Prinzip der Kopie eine ebenso einfache wie wirkungsvolle Strategie der Komplexitätsreduktion. Deshalb kann man Menschen nicht vor etwas schützen, wonach sie sich sehnen. Dieses Prinzip könnte vielleicht „gewollte Schutzlosigkeit“ genannt werden. Es bedeutet, dass die Sehnsucht nach komfortablen Technologien größer ist, als alle Bedenken. Der Wille, soziale Ge-

brauchsanweisungen zu befolgen, ist ausgeprägter als das Wissen um die Folgen des eigenen Tuns.

Aber Leben ist mehr als das Befolgen einer Gebrauchsanweisung. Auch wenn es keine allumfassende Lösung gibt, soll dieser Beitrag nicht pessimistisch enden. Was ist also zu tun, wenn man Menschen nicht vor dem schützen kann, wonach sie sich sehnen? Eine weitreichende Antwort wäre, die Sehnsüchte zu ändern und an neuen, echten sozialen Utopien zu arbeiten. Ist es denkbar, die Ebene der gesellschaftlichen Wertmaßstäbe in den Blick zu nehmen und dort anzusetzen? Vollkommen unmöglich kann es nicht sein. Schließlich haben wir inzwischen auch gelernt, uns nach gesunden Nahrungsmitteln und fair gehandelten Produkten zu sehnen. Warum nicht auch nach fairen Algorithmen?

Anmerkungen

Der Beitrag ist eine überarbeitete Version eines Vortrages bei der HaBiFo-Tagung „Konsum in der digitalen Welt“ am 17. Februar in Karlsruhe. Er basiert zu Teilen auf bereits publizierten Artikeln und Thesen sowie der Opening Speech, die ich auf der International Conference on Consumer Research 2016 in Bonn gehalten habe.

Literatur

- Coser, L. A. (2015). *Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement* (im Original: Greedy Institutions. Patterns of Undivided Commitment). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Distelhorst, L. (2014). *Leistung. Das Endstadium einer Ideologie*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425978>
- Egger de Campo, M. (2015). Zur Aktualität des Konzepts der gierigen Institution«. In L.A. Coser (Hrsg.), *Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement* (S. 166-210). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Forrester, V. (1999). *Terror der Ökonomie*. München: Goldmann.
- Frankfurt, H. G. (2016). *Ungleichheit. Warum wir nicht alle gleich viel haben müssen*. Berlin: Suhrkamp.
- Franzen, E. (Hrsg.) (1959). 6. Darmstädter Gespräche: *Ist der Mensch messbar?* Im Auftrag des Magistrats der Stadt Darmstadt und des Komitees Darmstädter Gespräche. Darmstadt: Neue Darmstädter Verlagsanstalt.
- Han, B.-C. (2016). *Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Illich, I. (2009). *Tools for Conviviality*. London: Boyars Publishers.
- Jessen, J. (2016). *Ruiniert eure Körper*. DIE ZEIT Nr.14/2016, S. 63-64.
- Kucklick, C. (2014). *Die granulare Gesellschaft. Wie das Digitale unsere Gesellschaft auflöst*. Berlin: Ullstein.

- Lanier, J. (2013). *Who owns the future?* New York: Simon & Schuster.
- Loo, H. v.d.; Reijen, W. v. (1997). *Modernisierung. Projekt und Paradox.* München: Dt. Taschenbuchverlag
- Luhmann, N. (1991). »Copierte Existenz und Karriere. Zur Herstellung von Individualität«. In U. Beck & E. Beck Gernsheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 191-200). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Marcuse, H. (2004). *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft.* München: Dt. Taschenbuchverlag.
- Polanyi, K. (2014). *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmidbauer, W. (2015). *Enzyklopädie der dummen Dinge.* München: oekom.
- Schmidt, E. & Cohen, J. (2013). *Die Vernetzung der Welt. Ein Blick in unsere Zukunft.* Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Schirmmacher, F. (2013). *Ego. Das Spiel des Lebens.* München: Verlag Karl Blessing.
- Selke, S. (2014). *Lifelogging. Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert.* Berlin: ECON.
- Stark, C. (2014). *Neoliberalanalyse. Über die Ökonomisierung unseres Alltags.* Wien: Mandelbaum.
- SVRV (Sachverständigenrat für Verbraucherfragen) (2016). *Digitale Welt und Gesundheit. eHealth und mHealth – Chancen und Risiken der Digitalisierung im Gesundheitsbereich.*
<http://www.svr-verbraucherfragen.de/wp-content/uploads/Digitale-Welt-und-Gesundheit.pdf>
- Wolf, G. (2010). *The Data-Driven Life.* The New York Times Magazine.
<http://www.nytimes.com/2010/05/02/magazine/02self-measurement-t.html>

Verfasser

Prof. Dr. Stefan Selke

Hochschule Furtwangen

Robert-Gerwig-Pl. 1

D-8120 Furtwangen

E-Mail: ses@hs-furtwangen.de

Internet: www.stefan-selke.de